

Predigttext (Joh 20,19-20 + 24-29):

Am Abend aber dieses ersten Tages der Woche, da die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten unter sie und sagte zu ihnen: „Friede sei mit euch!“

Und als er das gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, dass sie den Herrn sahen.

Thomas aber, einer der Zwölf, der Zwillings genannt wird, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sagten die anderen Jünger zu ihm: „Wir haben den Herrn gesehen.“ Er aber entgegnete ihnen: „Wenn ich die Nägelmale in seinen Händen nicht sehe und wenn ich meinen Finger nicht in die Nägelmale und meine Hand nicht in seine Seite lege, kann ich's nicht glauben.“

Acht Tage später waren seine Jünger abermals drinnen, und Thomas war bei ihnen. Da kam Jesus, als die Türen verschlossen waren, trat in ihre Mitte und sagte: „Friede sei mit euch!“

Dann sagte er zu Thomas: „Streck deinen Finger aus und sieh meine Hände an! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite – und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“

Thomas antwortete und sagte zu ihm: „Mein Herr und mein Gott!“

Da sagt Jesus zu ihm: „Weil du mich gesehen hast, darum glaubst du? – Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ (*Halleluja*)

Predigt

1 „Selig sind ...“ – Worte wie erfunden für uns

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“. Mit diesen Worten schließt die Erzählung aus dem Johannes-Evangelium, die Juliane Bickern uns soeben vorgetragen hat. Worte, wie erfunden für uns Hörer von heute. Geschrieben um 100 nach Christus, in einer Zeit und Umgebung, da kein Zeitgenosse mehr eigene Erinnerungen an Jesus von Nazareth hatte. „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“ – das sind Worte an alle Nachgeborenen. – Und der Apostel Thomas, dem Jesus diese Worte entgegenhält, wirkt wie hineingestellt in unsere Gegenwart. Mit seinem Zweifel an der Auferstehung wurde er zum Patron des **Zweifels überhaupt**, dieses Grundmerkmals des modernen Denkens.

2 Thomas spricht seinen Zweifel aus

Werfen wir also einen genaueren Blick auf Thomas' Situation: Jesus ist tot. Der, auf den Thomas seine ganze Hoffnung gesetzt hat. „Lasst uns mit Jesus gehen, dass wir mit ihm sterben!“, sagt Thomas einmal zu den Jüngern, als Jesus noch lebte. Diesem Jesus hat Thomas

sein ganzes Leben gewidmet. Jetzt ist er nicht mehr da. – Und nun sagen die anderen Jünger, sie hätten ihn nach seinem Tod gesehen, als Thomas nicht bei ihnen war.

Das Besondere an Thomas ist für mich gar nicht, dass er daran zweifelt. Das taten damals viele und das Neue Testament macht keinen Hehl daraus. Das Besondere an Thomas ist für mich, dass er seinen Zweifel **ausspricht**. Er spricht seinen Zweifel aus: Offen und ungeschönt und gegen die Mehrheit der anderen Jünger. Sie sitzen zusammen in einer Runde. Die anderen durchdrungen von ihrem Glauben, von der Erfahrung, Jesus gesehen zu haben – er aber zweifelt. Er könnte seinen Zweifel jetzt auch für sich behalten. Innerlich abwinken. Im Stillen die anderen für unzurechnungsfähig erklären. Für übergeschnappt. So, wie wir es in vielen vergleichbaren Situationen tun.

Aber er spricht seinen Zweifel aus. Und das tut er, weil es für ihn um etwas unendlich Kostbares geht. Wer zweifelt, dem ist es schon nicht egal, worum es geht. Wer aber seinen Zweifel **ausspricht**, der zeigt auch den **anderen**, dass ihn das nicht kalt lässt. Der macht das für ihn Wesentliche zum Thema. Und Thomas sagt:

„Wenn ich die Nägelmale in seinen Händen nicht sehe und wenn ich meinen Finger nicht in die Nägelmale und meine Hand nicht in seine Seite lege, kann ich's nicht glauben.“

„Ich kann's nicht glauben“ – dieser Satz kommt von innen. Thomas will glauben. Aber er kann nicht. Die Sehnsucht ist da. Aber ihm fehlt das Vermögen. Und diese persönliche Empfindung spricht er offen aus. Von einer „Selbstoffenbarung“ würde die moderne Kommunikationspsychologie sprechen.

3 Offenheit belebt

Ich muss da an ein Bibelgespräch denken, an das ich gute Erinnerungen habe. Wir saßen in einer Gemeinde in einer Runde von, ich glaube, acht Personen zusammen. Und an einem bestimmten Punkt des Gesprächs sagte eine ältere, kluge Dame: „Ich bitte um Entschuldigung, aber als moderner Mensch hab' ich so meine Probleme mit der Auferstehung“.

Wissen Sie, über diese Entschuldigung denke ich seither oft nach. Warum die Entschuldigung? Ich frage mich, wie oft wir in der Kirche möglicherweise den Eindruck vermitteln, von Zweifeln lieber nichts hören zu wollen? Wie sehr wir Pastorinnen und Pastoren uns möglicherweise um unsere eigenen Zweifel herumdrücken oder sie nicht aussprechen? Wie häufig wir

an entscheidenden Stellen unseres Glaubens so nebulös formulieren, dass der Eindruck entsteht, man sollte in der Gemeinde die eigenen Zweifel besser nicht ansprechen?

Am liebsten würde ich mich mit Ihnen direkt über diese Fragen unterhalten. Bei Ihnen nachfragen und hören, inwiefern Sie den Zweifel in der Kirche sozusagen als „salonfähig“ wahrnehmen oder eben nicht und woran das dann liegt bzw. wie leicht oder schwer Sie sich damit tun, Zweifel zu äußern. – Sofern Sie Glaubenszweifel kennen – denn einem Missverständnis will ich vorbeugen: **Einreden** möchte ich einen Zweifel niemandem. Der Zweifel hat seinen Zweck ja nicht in sich selbst.

Mir geht es vielmehr darum, bestehenden Zweifeln einen Raum und eine Sprache zu geben. Persönlich habe ich die Erfahrung gemacht: Wenn ich das Gefühl habe, meine Zweifel nicht aussprechen zu dürfen, dann fangen sie an, ein Schattendasein in mir zu führen, weggesperrt zu sein wie hinter einer blinden Tür. Das ist wie in einer Beziehung oder Freundschaft, in der man ein bestimmtes Thema nicht ansprechen darf. Das nimmt der Freundschaft ein gehöriges Stück an Echtheit und Lebendigkeit. Und so ist es auch im Glauben.

Umgekehrt habe ich häufig erfahren, dass **Offenheit belebt**. Gerade die Offenheit, über den eigenen Zweifel zu sprechen. Weil es dann um etwas Persönliches geht. Weil es dann ans Eingemachte geht. Nachdem die erwähnte Dame in unserem Bibelgespräch ihren Satz geäußert hatte: „Entschuldigung, aber als moderner Mensch hab‘ ich so meine Probleme mit der Auferstehung“, da wurde es auf einmal deutlich lebendiger in unserer Runde. Eben weil spürbar war: Jetzt geht es um etwas. Da sitzt jemand und winkt nicht innerlich ab. Sondern ist persönlich beteiligt. Und sagt uns das. Macht das zum Thema. Da hat jemand einen Wunsch. Zu verstehen. Vielleicht eine Sehnsucht. Zu glauben. Und teilt diesen Wunsch und diese Sehnsucht mit uns.

Zu solcher Offenheit ermutigt das Vorbild des Apostels Thomas uns alle.

4 Einschub: Zweifel und das Gespräch mit anderen

Ein Einschub sei mir an dieser Stelle erlaubt. Offenheit belebt den eigenen Glauben. Und: Sie macht uns überhaupt erst **gesprächsfähig**. In der Gemeinde oder Familie, im Kindergarten oder andernorts. Gerade in der KiTa stelle ich immer wieder fest, wie die offenen Fragen der Kinder – „Wie ist denn Jesus auferstanden? Warum hat Gott nur Jesus wieder lebendig gemacht – und nicht auch Opa?“ usw. – wie diese offenen Fragen Gesprächsfähigkeit schulen.

Die offenen Fragen machen uns aber auch erst fähig zum Gespräch mit unseren nicht- oder anders-glaubenden Bekannten, Freunden, Kollegen und Nachbarn.

*[an dieser Stelle habe ich im Gottesdienst den Brief einer/s muslimischen Mitbürger*In an die St. Ansgarii-Gemeinde vorgelesen, den Frau Kostia vor ihrer Türe gefunden hatte; es ist ein Brief der Anteilnahme, der Solidarität und des Zusammenhalts angesichts der Anschläge vom Ostermontag 2019 in Sri Lanka]*

Die offene Frage: ein Merkmal aller Fundamentalismen ist ja, sie nicht zuzulassen, mehr noch, in Angst vor der offenen Frage zu leben. Nur wer in Angst die Ohren vor allen Fragen und die Augen vor der Welt verschließt, kann auch blind werden für die Opfer eigener Gewalt, wie wir es vor einer Woche in den furchtbaren Anschlägen von Sri Lanka erlebt haben. Ein Glaube aber, der kein Fundamentalismus ist, ein Glaube, der offen ist für die Frage und den Zweifel, öffnet die Augen für die Welt und macht fähig zum Gespräch mit anderen. Diese Offenheit macht stark, nicht schwach.

5 Die Kehrseite des Zweifels

Und Thomas? Acht Tage nach dem ersten Ostertag ist er wieder mit den anderen Jüngern zusammen. Und sie sehen, wie Jesus durch die verschlossenen Türen hindurchgeht und den Raum betritt. Wie er den Friedensgruß entbietet und sich an Thomas wendet und ihn auffordert, die Hand in seine Wunden zu legen und zu glauben.

Von einem Hautkontakt zwischen Jesus und Thomas, von einem tatsächlichen den-Finger-in-die-Wunde-Legen, wie die Kunstgeschichte es uns vor Augen malt, berichtet Johannes allerdings nicht. Vermutlich gab es diesen Hautkontakt auch nicht. Aber **berührt** ist Thomas eben doch. Zutiefst berührt. Er sieht Jesus und erneuert seinen Glauben. Oder nehmen wir lieber das andere Wort, das im Altgriechischen immer auch im Glauben enthalten ist: Er erneuert sein „Vertrauen“.

Er vertraut wieder neu auf den, auf den er schon zu Lebzeiten vertraute. Es ist das Vertrauen von so vielen Jüngern damals. Die zunächst enttäuscht waren, bitterlich enttäuscht über den Tod Jesu. Und dann wieder neu Vertrauen fassten. Weil irgendetwas an diesem ersten Ostern passiert ist. Was auch immer es war. Wie auch immer das Ostergeschehen ausgesehen haben mag: Unzählige fassten wieder Vertrauen und setzten sich in Bewegung, um den Glauben an den lebendigen Christus zu verkündigen. Dieses Vertrauen war es, das sie ihr eigenes Leben riskieren und oft genug verlieren ließ. Das Vertrauen darauf, dass die Beziehung zu dem, der am Kreuze hing, nicht abreißt. Auch über seinen Tod hinaus.

Vertrauen: So heißt die Kehrseite des Zweifels. Es sind zwei Seiten ein und derselben Medaille. Vertrauen brauchen wir immer da, wo wir uns nicht vollständig sicher sein können. Auch in unseren menschlichen Beziehungen: Dass mir mein Freund oder meine Frau die Treue hält, dass meine Familie, meine Gemeinde Bestand hat – dessen kann ich mir nicht vollständig sicher sein. Ich kann unerschütterlich davon überzeugt sein. Und doch ist diese Überzeugung nur eines: ein starkes Vertrauen. Eine lebendige Hoffnung. Ein fester Grund womöglich, der trägt. Aber: keine vollständige Sicherheit.

6 Worauf vertraue ich?

„Worauf also vertraue ich – im Leben und im Tod?“

Wie wäre es wohl, wenn wir mit dieser Frage in einer Runde zusammensäßen? Setzen wir uns doch einmal vor unserem inneren Auge an einen Tisch und fragen: „Worauf vertraue ich – im Leben und im Tod?“ Mitten im Alltag und am offenen Grab? Was trägt mich? – Was für Wortmeldungen, was für Selbstoffenbarungen kämen in unserer Runde zur Sprache?

Mir fällt einer ein, der an das Nichts glaubte: Wolfgang Herrndorf, Autor des Jugend-Romans „Tschick“. Im Alter von 48 Jahren gestorben, hat er sich zuvor intensiv mit dem Tod auseinandergesetzt. Einmal schreibt er in sein Tagebuch Worte, die er selbst „Abendgebet“ nennt. Sie lauten:

„Niemand kommt an mich heran
bis an die Stunde meines Todes.
Und auch dann wird niemand kommen.
Nichts wird kommen (...)“¹

„Niemand wird kommen.“ – das ist ein möglicher und legitimer Glaube. Und die Kirche tut gut daran, ihn als solchen anzuerkennen. Es ist ein Glaube, der sich genau so bezweifeln lässt, wie sich jeder Glaube bezweifeln lässt.

Der christliche Glaube legt uns in Abgrenzung von diesem Glauben natürlich etwas anderes nahe. Nicht, dass „niemand kommen“, sondern **dass einer da sein wird**. Nicht, dass „nichts“ sein wird, sondern die Gegenwart Gottes. Eben nicht Auslöschung, sondern Bewahrung. Nicht Vernichtung, sondern Leben.

¹ Vgl. Herrndorf, Wolfgang, *Arbeit und Struktur*, Blog-Eintrag unter der Überschrift ‚Rückblende, Teil 2: Eine Nacht‘, abrufbar unter <https://www.wolfgang-herrndorf.de/2010/10/rt2/>, zuletzt besucht am 26.04.2019.

Bei Trauerfeiern wird am offenen Grab zumeist folgender Satz gesprochen. Er stammt auch aus dem Johannes-Evangelium: „Jesus Christus spricht: >>Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben<<“ (Joh 11,25f).

Worauf vertraue ich? Der Glaube an Ostern bietet mir die Hoffnung an, dass ich auch nach dem Tod in einer Beziehung zu Gott stehen werde. Wie auch immer diese Beziehung aussehen wird. Ostern will uns sagen: „Stark wie der Tod ist die Liebe“ (Hld 8,6). Denn Liebe ist das Wesen dieses Gottes (vgl. 1Joh 4,16). Das ist es, was die biblischen Schriften uns im Kern vor Augen malen: dass **ein Gott ist**, der aus Liebe eine Beziehung zu uns Menschen sucht und dieser Beziehung treu sein will. Der sein Gesicht zeigt in einem, von dem Pilatus sagt: „Seht, welch ein Mensch!“ (Joh 19,5) Der unsere Nähe sucht in einem, der zu den Armen, den seelisch Kranken, den Einsamen, den Ausgegrenzten, den Leidenden und: zu den Sterbenden kommt. Der sehenden Auges selbst in den Tod geht und nach seinem Tod seinen Jüngern sagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Mt 28,20). In diesem einen, den wir den „Sohn Gottes“ nennen, so der christliche Glaube: in ihm zeigt sich die Liebe Gottes.

Wenn wir also daran festhalten, dass es einen Gott gibt. Einen Gott, der die Beziehung zu uns sucht und für immer halten will. Einen Gott, dessen Wesen die Liebe ist und der uns sein Wesen gezeigt hat. Einen Gott schließlich, der es hat Ostern werden lassen – ja, ist es dann so unvorstellbar, dass dieser Gott über den Tod hinaus an uns festhält? Ist es so unvorstellbar, dass er über den Tod hinaus bei uns ist und bei uns bleibt? Ist es wirklich so unvorstellbar, dass wir leben werden, auch wenn wir sterben? Das will Jesus sagen, als er Thomas begegnet: „Ob du im Leben stehst oder am offenen Grab. Ich bin bei dir. Und selig sind, die nicht sehen und doch vertrauen!“.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

[Es folgte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“, Motette von Jacobus Dressler, gesungen von der Kantorei unter der Leitung von Kai Niko Henke]